

Die Membran, Band 1

Kokon

D. Rose

Leseprobe

Die Menschen in diesem Buch

Judith Malek, 33, Hebamme am Klinikum Lichtenberg. Aufgewachsen in der Borkheider Straße in Marzahn. Lebt allein in Friedrichshain, Hinterhaus. Fuhr früher jeden Tag mit dem Rad zur Arbeit, bis die Rechtsabbieger kamen. Ihre Schulter erzählt bei Wetterumschwung davon. Judith arbeitet an der einzigen Grenze, die nie dichtgemacht werden darf.

Tarek Müller-Yilmaz, 41, Busfahrer bei der BVG, Linie M41. Geboren in Neukölln, wohnhaft in der Gropiusstadt, 68 Quadratmeter, fünf Menschen. Der freundlichste Mann seiner Linie. Hatte nie ein eigenes Zimmer und wünscht sich nichts sehnlicher als eine einzige stille Stunde.

Sandra Müller-Yilmaz, geborene Müller, 38, Altenpflegerin im Spätdienst. Aus Potsdam-Babelsberg. Mit Tarek verheiratet seit 2017. Geht seit zwanzig Jahren mit den Schlüsseln zwischen den Fingern nach Hause. Ihr Beruf funktioniert nur mit offenen Händen.

Die Kinder: Finn, 13, unterschreibt alles mit F. Müller und kann statistisch beweisen, warum. Ayla, 10, führt Strichlisten über das Familienleben und hält Referate über die Diplomatin Ursula Müller. Milan, 3, klopft gern gegen Dinge.

Dr. Marlene Voss, 47, Physikerin aus Dresden, Gründerin von Aigis Systems in Adlershof. Mutter von Rieke, die am letzten Abend des Jahres 2026 in einer Menschenmenge starb. Marlene hat danach etwas gebaut. Sie trägt ein Kinderarmband unter dem Ärmel und ihr eigenes Feld auf null.

Walter Scholz, 64, Schlosser und Schlüsseldienst-Mann im Ruhestand, Wedding, jetzt Friedrichshain. Witwer. Hat vierzig Jahre lang Berlinern Türen geöffnet. Seine Woche ist ein Terminkalender aus Ersatzkontakten. Judiths Nachbar. Ölt ungefragt Fahrradschlösser.

Ilka Marten, 43, Kriminalhauptkommissarin, Mordkommission Berlin. Aus Rostock. Geschieden, weil die Arbeit immer zuerst klingelte. Mit dem Ex-Mann gut, mit dessen neuer Frau höflich, mit der leeren Wohnung in Moabit im Dauerstreit. Ihr Sohn Jonte lebt beim Vater in Leipzig. Ihr Werkzeug sind Menschen.

Tom Sattler, 45, Elektroniker für Gebäudetechnik, Wartungstechniker im Auftrag von Aigis. Aus Halle-Neustadt. Sehr klug, sehr ordentlich, sehr höflich, auf eine Art, nach der man sich kleiner fühlt. Über sein Privatleben weiß niemand etwas. Das ist kein Zufall.

Dr. Simin Arasteh, 36, Firmware-Entwicklerin bei Aigis. Geboren in Teheran, aufgewachsen in Hamburg, Studium in Karlsruhe. Schreibt Tickets, die man besser nicht schließen sollte.

August von Reeden, 59, Hamburger Logistikerbe, Investor. Ein charmanter Mann, der nie wieder warten, riechen, gedrängt, gebeten oder berührt werden möchte. Kauft Dinge, die es noch nicht gibt.

Vikar Lukas Behrend, 31, Gethsemanekirche, Prenzlauer Berg. Glaubt, dass man vor Gott ohne Panzer tritt. Wird noch wichtig.

Und Berlin. Fast vier Millionen Menschen, die einander jeden Morgen versprechen, sich nicht zu sehen. Man nennt das Höflichkeit. Es ist der älteste Vertrag der Stadt, und niemand hat ihn je unterschrieben.

Prolog: Silvester

Man muss von Rieke Voss mehr wissen als ihren Tod, sonst gehört sie am Ende denen, die nur den Tod von ihr kennen. Also: Rieke Voss, siebzehn Jahre alt, hört Musik, die ihre Mutter „strukturlos“ nennt, was Rieke als Kompliment weiterverwendet. Sie will Meeresbiologie studieren oder Bühnenbild, je nach Wochentag. Sie kann Menschen nachmachen, sekundengenau, die Deutschlehrerin, den Nachrichtensprecher, ihre Mutter am Telefon mit dem Patentamt, und sie setzt diese Gabe grundsätzlich nur für Zwecke des Guten ein, sagt sie, und grinst dabei wie jemand, der die Grenzen des Guten großzügig auslegt. Sie flicht Armbänder, seit der fünften Klasse, aus Gewohnheit, beim Fernsehen, beim Reden, ihre Finger machen das allein. Halb Dresden trägt ihre Armbänder, später halb Adlershof.

Und sie hat einen Deal mit ihrer Mutter, seit Jahren, er stammt noch aus der Zeit der Spielplätze: Marlene muss nicht mit hinein. In keine Hüpfburg, keinen Schulbasar, keine Menge. Marlene steht am Rand, das ist ihr Platz, sie hat es nie anders gekonnt, unter Menschen wird ihr eng, das war schon in Dresden so, im Konsum, wenn es voll wurde. Der Deal lautet: Rieke geht hinein, Marlene wartet am Rand, und wenn Rieke herauskommt, hebt sie die Hand, kurz, wie ein Schwimmer. Das ist alles. Siebzehn Jahre lang hat der Deal gehalten, auf jedem Weihnachtsmarkt, bei jedem Konzert, und er hätte auch am letzten Abend des Jahres 2026 gehalten, wenn die Welt sich an ihre Wahrscheinlichkeiten hielte.

Die Halle am Ostbahnhof ist ausverkauft, davor ein Rummel, Glühweinbuden, ein Riesenrad, das sich in die kalte Nacht dreht. Rieke ist mit drei Freundinnen da, Marlene hat sie hingefahren, weil die Bahnen überfüllt sind und weil Fahren ihre Art ist, dabei zu sein, ohne dabei zu sein. Sie parkt weit draußen und geht mit bis zum Absperrgitter am Rand des Rummels, ihr Posten, Glühwein in der Hand, den sie nicht trinkt, er ist zum Halten da.

„Um eins am Riesenrad“, sagt Rieke, schon halb in der Menge.

„Um eins am Riesenrad.“

„Mama.“ Rieke kommt noch mal zurück, zwei Schritte gegen den Strom, und das ist die Stelle, die Marlene in den Jahren danach tausendmal abspielen wird, vorwärts, rückwärts, in Zeitlupe: Rieke kommt zurück, zieht den Handschuh aus, nimmt Marlenes Handgelenk und schiebt ihr etwas über die Hand, geflochten, rot und gelb und violett. „Hab ich heute fertig gemacht. Ist ein bisschen klein geworden. Musst du eben abnehmen, wenn's drückt.“

„Es drückt jetzt schon.“

„Dann weißt du, dass es da ist.“ Rieke grinst ihr Grenzen-des-Guten-Grinsen, hebt die Hand, kurz, wie ein Schwimmer, und die Menge nimmt sie mit.

Was dann geschieht, ist vielfach untersucht worden, und Marlene hat jede Untersuchung gelesen, und keine erzählt es richtig, weil Untersuchungen bei den Ursachen anfangen und nicht beim Stehen. Marlene steht am Gitter. Es ist

dreißig Uhr vierzig. Der Rummel soll um Mitternacht in die Halle entleert werden, für das große Konzert, aber die Halle öffnet zu spät, zwei von sechs Türen klemmen, und der Rummel läuft weiter voll, von hinten, von den Bahnen her, niemand zählt, es ist Silvester, wer zählt an Silvester. Der Durchgang zwischen Rummel und Hallenvorplatz ist acht Meter breit und wird von zwei Absperrgittern auf viereinhalb verengt, warum, das werden zwei Gerichte klären wollen und nicht klären. Gegen Mitternacht beginnt im Durchgang das, was die Gutachten „retrograde Verdichtung“ nennen und wofür die Sprache der Menschen davor kein Wort brauchte: Die Menge staut sich zurück, Welle um Welle, und wird vom eigenen Nachschub verdichtet, fünf pro Quadratmeter, sechs, sieben.

Marlene sieht es vom Gitter aus. Das ist der Teil, den niemand versteht, der nicht dort stand: Man sieht es, und man sieht es nicht. Eine volle Menge und eine sterbende Menge sehen von außen fast gleich aus, der Unterschied ist eine Frequenz, ein Kippen der Bewegung, die Arme, die oben sind statt unten, und Marlene, die Physikerin, die ihr Leben lang Grenzflächen gelesen hat, liest es früher als die meisten. Um null Uhr vier schreibt sie Rieke: „Wo seid ihr“. Um null Uhr fünf: „Rieke“. Um null Uhr sechs geht sie über das Gitter.

Sie kommt achtzehn Meter weit.

Achtzehn Meter, das hat sie später abgeschritten, an einem grauen Nachmittag im Februar, als der Rummelplatz leer war und der Durchgang nur noch ein Stück Asphalt. Achtzehn

Meter weit trägt einen die Wut, dann übernimmt das Medium. Die Menge ist kein Hindernis, sie ist ein Zustand: nachgiebig, warm, gutwillig, unbezwingbar. Menschen machen ihr Platz, so gut sie können, es kann keiner, es gibt keinen Platz, den man machen könnte. Sie ruft Riekes Namen, und um sie herum rufen hundert andere hundert andere Namen, das ist das Geräusch jener Nacht, das sie nicht mehr aus den Ohren bekommt: eine Menge, die sich selbst bei Namen ruft und sich nicht hört.

Irgendwann drückt die Menge sie zurück ans Gitter, sanft, endgültig, wie das Meer einen Schwimmer zurückgibt, und dort steht sie dann, mit dem stummen Handy in der Hand, und wartet, und das Riesenrad dreht sich über allem weiter, weil niemand daran gedacht hat, es anzuhalten, und von seinen Gondeln aus filmen Menschen das Feuerwerk über der Stadt.

Vierzehn Menschen sterben in dem Durchgang, im Stehen, aufrecht, aneinandergelehnt wie Bücher. Dreizehn Fremde und Rieke Voss, siebzehn, Meeresbiologie oder Bühnenbild, je nach Wochentag.

Marlene erfährt es um vier Uhr früh in einer Turnhalle, die als Anlaufstelle dient, von einer Polizistin, die dafür ausgebildet wurde und trotzdem zittert. Sie wird gefragt, ob jemand für sie da ist, jemand kommen kann. Sie sagt ja, damit die Frau aufhören kann zu fragen. Es kommt niemand, es gibt niemanden, es hat seit Riekes Vater, der früh und gründlich verschwunden ist, immer nur die beiden gegeben, die eine am Rand, die andere in der Menge, verbunden durch eine

gehobene Hand.

Was von jener Nacht bleibt, sortiert sich in den Wochen danach zu drei Dingen.

Das erste ist das Armband, das drückt. Sie nimmt es nicht ab. Die Sanitäterin hat es gesehen und wollte es weiten, aus Fürsorge, und Marlene hat zum ersten Mal in ihrem Leben eine fremde Hand weggeschlagen.

Das zweite ist ein Satz aus dem Abschlussgutachten, Seite 212, eine Fußnote, technisch, beiläufig: „Ab einer Dichte von über sechs Personen pro Quadratmeter ist ein Individuum den Druckkräften des Kollektivs passiv ausgesetzt; individuelle Schutzreaktionen sind wirkungslos.“ Marlene liest die Fußnote an einem Küchentisch in Adlershof, im Februar, nachts, und sie liest sie wieder und wieder, und irgendwann steht sie auf, holt einen Block und beginnt zu rechnen, nicht um zu vergessen, das hat sie nie behauptet, sondern um dem Satz zu widersprechen. Individuelle Schutzreaktionen sind wirkungslos. Es müsste, schreibt sie, in ihrer geraden Schrift, eine Reaktion geben, die nicht vom Individuum kommt und nicht vom Kollektiv. Eine dritte Instanz. Eine Grenze, die nicht verhandelt, weil sie nicht verhandeln kann. Wenn man Materie oberhalb einer Schwellgeschwindigkeit stoppen könnte, selektiv, in einer dünnen Schicht.

Um sechs Uhr früh ist der Block voll, und das Gelübde hat eine Gleichung.

Und das dritte ist der Deal, der weiterlebt, verwandelt, wie

Verträge weiterleben, wenn ein Partner fehlt: Marlene steht seitdem wieder am Rand. Am Rand jeder Konferenz, jeder Werkshalle, jeder eigenen Firma. Sie wartet, das würde niemand so nennen, der sie arbeiten sieht, aber sie selbst weiß es genau, sie hat es nur nie jemandem gesagt: dass sie all die Jahre, in jedem vollen Raum, an jedem Prüfstand, mit halbem Auge auf die Menge schaut, ob nicht doch, irgendwo zwischen den Köpfen, kurz, wie ein Schwimmer, eine Hand nach oben kommt.

Man baut keine Firma mit so etwas im Rücken. Man baut genau damit eine.

Teil 1: Die Verträge

Kapitel 1: Ostkreuz, 5:42 Uhr

Es gibt eine Regel in der vollen S-Bahn, die nirgendwo steht und die trotzdem jeder kennt: Du darfst alles berühren, nur nicht mit den Augen.

Ich stehe im dritten Wagen der S5, mein Gesicht ist ungefähr zwanzig Zentimeter von der Schulter eines Mannes entfernt, der nach Rauch und Erdbeerkaugummi riecht, und wir beide tun mit großer Sorgfalt so, als wäre der andere Luft. Er schaut auf sein Handy. Ich schaue auf die Stelle zwischen seinem Ohr und dem Fenster, an der Berlin vorbeizieht, schwarz und orange, mit den ersten erleuchteten Küchen. Hinter mir atmet jemand in meinen Nacken. Ich weiß nicht, wer es ist, und ich werde es nie erfahren, und genau das ist die Abmachung.

Fünf Uhr zweiundvierzig, Ostkreuz. Die Türen öffnen sich, und der Bahnsteig schiebt eine neue Ladung Menschen herein, obwohl hier drin nach den Gesetzen der Physik nichts mehr hineingeht. Die Physik hat in Berlin um diese Uhrzeit Sendepause. Ein Rucksack trifft mich in die Seite, eine Frau murmelt „tschuldigung“, ohne mich anzusehen, und ich rücke zwei Zentimeter nach links, die ich nicht habe. Der Mann mit dem Erdbeerkaugummi hebt sein Handy höher, wie ein Schnorchel.

Ich bin Hebamme, Judith Malek, Kreißsaal Lichtenberg. Ich sage das gleich am Anfang, weil es alles erklärt, was danach kommt. Mein Beruf besteht darin, wildfremden Menschen näher zu kommen, als es ihre eigenen Angehörigen je tun

werden, und zwar in den drei, vier Stunden ihres Lebens, in denen sie am wenigsten Höflichkeit übrig haben. Ich halte Frauen fest, die mich anschreien. Ich wische Stirnen ab, die nicht meine sind. Ich bin die letzte Berufsgruppe der Stadt, die noch mit beiden Händen arbeitet, sagt meine Kollegin Edith, und dann lacht sie ihr Raucherlachen, das klingt wie ein startender Trabant.

Vielleicht kann ich deshalb so gut beschreiben, was in dieser S-Bahn wirklich passiert. Die anderen halten das hier für Enge. Ich halte es für eine Meisterleistung. Zweihundertfünfzig Menschen in einem Wagen, jeder in Reichweite von zehn fremden Händen, und nichts passiert. Keiner schreit. Keiner beißt. Alle haben unsichtbare Wände dabei, aus Blicken gebaut, aus Kopfhörern, aus einem Rucksack auf dem Schoß, und alle halten die Wände des anderen instand, indem sie sie nicht anschauen. Das ist keine Enge. Das ist ein Vertrag mit fast vier Millionen Unterschriften, von denen keine einzige existiert.

Meine Schulter meldet sich, als der Zug anruckt. Die Schulter ist mein Barometer. Sie sagt Wetterumschwung voraus, und sie erzählt eine Geschichte, wenn man sie lässt: Zwei Jahre lang bin ich jeden Tag mit dem Rad zur Arbeit gefahren, damals noch ans Klinikum Buch, fünfzehn Kilometer hin, fünfzehn zurück, Friedrichshain, Prenzlauer Berg, Pankow und raus in den Norden, im Sommer ein Geschenk, im Winter ein Charaktertest. Zwei Jahre, zwei Unfälle. Beide Male ein Rechtsabbieger, beide Male dieselbe Physik: Ein Lkw-Fahrer schaut in den Spiegel, und in dem Spiegel bin ich nicht drin. Beim zweiten Mal war

die Schulter dran, das Gelenk, die ganze Mechanik. Als ich wieder arbeiten konnte, habe ich nach Lichtenberg gewechselt, vier Kilometer statt fünfzehn, und Professor Brettschneider, meine neue Chefärztin, hat mich in der ersten Woche in ihr Büro bestellt, mir einen Tee hingestellt und gesagt: „Frau Malek, ich habe Ihre Akte gelesen. Ich sage das jetzt einmal und nie wieder. Kein Rad mehr. Wir brauchen Sie.“ Sie hat dabei auf meine Schulter geschaut wie auf eine Kollegin, die gekündigt hat.

Seitdem fahre ich S-Bahn. Mein Rad steht im Hof, und ich benutze es ungefähr dreimal im Jahr, sonntags, wenn die Stadt schläft und die Lkw auch. Man kann sagen: Ich habe die Freiheit gegen die Statistik getauscht. Die Statistik fährt pünktlicher, aber sie riecht nach Erdbeerkaugummi.

Am Bahnhof Lichtenberg steige ich aus, und der Wagen atmet hinter mir aus wie ein Ding, das lebt. Draußen ist der Morgen kalt und still, und für gute zehn Minuten, auf dem Fußweg zur Klinik, gehört mir die Welt. Das ist meine tägliche Ration Alleinsein: zehn Minuten, zwei Ampeln, ein Bäcker, aus dem es nach Hefe riecht. Ich habe Kolleginnen, die im Auto zur Arbeit kommen, nur um diese Ration zu verlängern. Edith sagt, ihr Auto sei der einzige Raum der Welt, in dem sie singen, fluchen und mit ihrer verstorbenen Mutter sprechen könne, und zwar alles gleichzeitig, und ich glaube ihr jedes Wort.

Um sechs Uhr dreißig übernehme ich den Kreißsaal zwei von der Nachtschicht. Um sieben Uhr vier hält eine Frau namens Katja meine Hand so fest, dass mein Ringfinger taub wird.

Katja ist zweiunddreißig, Erstgebärende, seit elf Stunden unter Wehen, und sie befindet sich an dem Punkt, den ich den Umschlagpunkt nenne: der Moment, in dem einem Menschen alles egal wird, was ihm sein Leben lang wichtig war. Würde. Frisur. Wortwahl. Der Bademantel liegt seit Stunden irgendwo, das Kreuzworträtsel, das ihr Mann mitgebracht hat, auch, und Katja hängt in der Vertikalen an meinem Nacken wie eine Ertrinkende und brüllt mir ins Ohr, dass sie nach Hause will.

„Ich weiß“, sage ich. „Machen wir gleich. Erst das Kind.“

Ihr Mann steht daneben und tut das, was Männer im Kreißsaal tun, wenn sie gut sind: Er ist da und stört nicht. Er hält ihre Wasserflasche wie einen Staffelstab. Um acht Uhr sechs wechselt er die Flasche in die linke Hand, weil Katja ihm die rechte zerquetscht hat. Das erzählt hinterher keiner: dass die Frauen bei uns Männerhände zu Brei drücken, auch die zierlichen, gerade die zierlichen. Ich habe Väter gesehen, eins fünfundfünfzig große Frauen am Arm, die tagelang eine blaue Hand trugen wie einen Orden. Einer hat mal gesagt, jetzt wisse er wenigstens, wie sich Wehen anfühlen. Seine Frau hat so gelacht, dass das CTG ausgeschlagen hat. Zwischendurch schaut er mich an mit diesem Blick, den ich seit Jahren kenne und immer noch mag, dem Blick von jemandem, der zum ersten Mal begreift, dass Nähe kein Gefühl ist, sondern eine Arbeit.

Um acht Uhr neunzehn ist das Kind da. Ein Mädchen, dreitausendzweihundert Gramm, wütend wie ein kleiner Minister. Ich lege es Katja auf die Brust, Haut auf Haut, und

Katja, die vor zehn Minuten noch ihre gesamte Existenz verflucht hat, macht dieses Geräusch, das keine Sprache der Welt schreiben kann, halb Lachen, halb sein Gegenteil. Der Mann weint in die Wasserflasche. Ich stehe daneben, mit Handschuhen voller Leben, und denke, was ich in solchen Momenten immer denke: Das hier ist der einzige Ort der Stadt, an dem der Vertrag nicht gilt. Hier wird geschaut, angefasst, geschrien, gerochen, und keiner entschuldigt sich. Der Kreißsaal ist die Ausnahme, die beweist, dass die Regel eine Erfindung ist.

In der Übergabe um vierzehn Uhr erzählt Edith von einer Meldung, die sie im Netz gelesen hat. Eine Firma in Adlershof, sagt sie, arbeite an einem Gerät, das einem den Abstand automatisch macht. „Ein Feld, stell dir vor. Wie ne Blase. Da kommt keiner mehr ran.“

„An wen?“

„An dich. An jeden, der so’n Ding trägt.“

Ich ziehe die Handschuhe aus und werfe sie in den Abwurf. „Und wer hält dann die Katjas fest?“

Edith zuckt mit den Schultern. „Steht da nicht.“

Auf dem Heimweg ist die S-Bahn leerer, nur noch halbvoll, was in Berlin bedeutet: Man hat die Auswahl, neben wem man nicht sitzen will. Ich mache das Spiel, das alle machen, und von dem alle glauben, nur sie würden es spielen. Einzelplatz? Besetzt. Der Platz neben der schlafenden Frau: gut. Der Platz neben dem Mann, der laut telefoniert: der bleibt frei bis Hönow, das

weiß die ganze Stadt. Ich setze mich neben die Schlafende, sie riecht nach Zimt, und für zwanzig Minuten sind wir das perfekte Paar: zwei Menschen, die nichts voneinander wollen.

Zuhause, Hinterhaus, dritter Stock, steht Walter im Hof. Walter ist mein Nachbar, vierundsechzig, Schlosser im Ruhestand, und er hat die Angewohnheit, Dinge zu reparieren, um die ihn niemand gebeten hat. Heute kniet er neben meinem Fahrrad, das seit dem Frühjahr an der Wand lehnt wie ein schlechtes Gewissen, und ölt das Schloss.

„Das quietscht“, sagt er, ohne aufzuschauen.

„Ich benutze es kaum, Walter.“

„Eben. Was man nicht benutzt, muss man pflegen. Was man benutzt, pflegt sich von selbst.“ Er richtet sich auf, Knie knacken, und wischt die Finger an einem Lappen ab, den er immer dabei hat, vermutlich auch im Schlaf. „Deine Schaltung mach ich Donnerstag.“

„Sie müssen das nicht machen.“

„Muss ich nicht“, sagt er zufrieden und geht rüber zu seiner Haustür, langsam, mit diesem Gang von Männern, die vierzig Jahre auf Knien vor fremden Türen gearbeitet haben. An der Tür dreht er sich um. „Judith. Wenn du mal wieder Hefezopf machst.“

„Samstag“, sage ich.

„Ich sag ja nur.“ Die Tür fällt zu.

Oben in meiner Küche esse ich im Stehen, was der Kühlschrank hergibt, und die Wohnung ist so still, wie ich es mir um sechs Uhr früh in der S-Bahn gewünscht habe. Das ist der Witz an meinem Leben, und ich kenne ihn schon lange: Zwölf Stunden lang bin ich für alle da, mit Händen, Ohren, allem, und wenn ich dann endlich niemanden mehr ertragen muss, ist niemand da, den ich ertragen müsste. Ich habe eine Stunde Unerreichbarkeit verdient und kriege stattdessen einen Abend Einsamkeit. Die Dosierung stimmt nie. Bei keinem, den ich kenne.

Draußen zieht ein Flugzeug über den Hof, und irgendwo unter mir ölt ein alter Mann Dinge, die niemand benutzt, damit morgen jemand klingelt und sich beschwert, und ich denke an Ediths Blase, an dieses Gerät aus Adlershof, das einem den Abstand automatisch macht.

Automatisch. Als wäre Abstand das Problem gewesen, und nicht die Dosierung.

Ich spüle den Teller, stelle ihn zum Trocknen, und meine Schulter sagt: Morgen regnet es.

Sie behält recht.

Kapitel 2: Linie M41

Tarek Müller-Yilmaz kennt seinen Bus besser als seine Wohnung, was auch daran liegt, dass der Bus größer ist.

Achtzehn Meter Gelenkzug, Baujahr vorletztes Jahrzehnt, ein Fahrersitz, den er sich in neun Jahren so zurechtgesessen hat, dass die Kollegen von der Frühschicht fluchen, wenn sie ihn übernehmen. Die M41 fährt von Sonnenallee bis Hauptbahnhof, quer durch alles, was Berlin zu bieten hat: Neukölln, Kreuzberg, das Regierungsviertel, und wenn man diese Linie lange genug fährt, sagt Tarek, braucht man keine Zeitung mehr. Man muss nur schauen, wer einsteigt und wer wo aussteigt und wer bei wem nicht sitzen will.

Sechs Uhr fünfzehn, Haltestelle Sonnenallee/Baumschulenstraße. Die Frühschicht steigt ein: zwei Männer in Malerhosen, eine Krankenschwester mit Thermobecher, ein Junge mit Sporttasche, der aussieht, als hätte er die Nacht durchgemacht und würde jetzt zur Bewährung nach Hause fahren. Tarek nickt jedem zu. Die meisten nicken zurück. Es gibt Fahrer, die schauen stur geradeaus, und es gibt Tarek, der der Meinung ist, dass ein Busfahrer der letzte Portier dieser Stadt ist. Jemand muss doch wissen, wer reinkommt.

Er beobachtet im Innenspiegel das Schauspiel, das er seit neun Jahren jeden Morgen sieht und das ihn immer noch unterhält: die Platzwahl. Der Bus ist das ehrlichste Labor der Menschheit. Zuerst füllen sich die Einzelplätze, alle, immer, ausnahmslos. Dann die Doppelsitze, und zwar nach einem Ranking, das

nirgendwo steht und das trotzdem jeder im Kopf hat: erst neben die kleine alte Dame, dann neben die Frau mit Kopfhörern, dann neben den ordentlichen Herrn mit Aktentasche. Der Platz neben dem Mann, der mit sich selbst spricht, bleibt frei, bis der Bus platzt. Und der Fensterplatz ist eine Falle, das wissen alle: Wer da sitzt, muss später um Freilassung bitten, „ich müsste dann mal“, dieses halbe Aufstehen, dieses Drehen der Knie in den Gang, diese ganze kleine Diplomatie.

An der Hermannstraße quillt der Bus über. Jetzt gilt die zweite Regel: Alle rücken zusammen und keiner rückt zusammen. Die Rucksäcke bleiben auf den Schultern, wo sie wie Schilde wirken. Eine Frau presst ihre Handtasche an die Brust wie ein Baby. Zwei Jugendliche hängen hinten in der Ecke, wo die Jugend immer hängt, seit es Busse gibt, und vorne bei Tarek sammeln sich die Alten, weil vorne der Fahrer ist und der Fahrer die Staatsgewalt. Tarek hat mal ausgerechnet, dass er an einem Berufsverkehrsmorgen ungefähr tausendzweihundert Menschen transportiert, von denen sich kein einziger freiwillig berühren würde, und dass sie sich trotzdem alle berühren, die ganze Zeit, an Stangen, an Griffen, an Schultern, und dass das nur funktioniert, weil alle so tun, als würde es nicht passieren.

„Nicht schauen, nicht sprechen, nicht riechen“, hat sein Bruder Emre mal gesagt, als er zu Besuch war, „euer Nahverkehr ist wie eine sehr schlechte Ehe.“ Emre lebt in Izmir und fährt Taxi und redet mit jedem Fahrgast, ob der will oder nicht. Tarek schickt ihm seitdem Sprachnachrichten aus dem Depot, kleine

Berichte aus dem Land der Schweigenden. Emre antwortet mit Sprachnachrichten, in denen man immer Möwen hört und meistens Gelächter.

Um sechzehn Uhr dreißig gibt Tarek den Bus ab und fährt als Fahrgast nach Hause, U7 bis Lipschitzallee, und wird vom Portier wieder zum Passagier: Er stellt sich an die Tür, setzt die Kopfhörer auf, ohne Musik, nur als Schild, und schaut auf einen Punkt über allen Köpfen. Man muss die Regeln kennen, um sie zu schätzen. Man muss sie den ganzen Tag verwalten, um sie zu hassen.

Die Wohnung: Gropiusstadt, achter Stock, achtundsechzig Quadratmeter, fünf Menschen. Wenn Tarek die Tür aufschließt, macht er das, was er den Schleusengang nennt: Jacke an den Haken, wo schon vier Jacken hängen, Schuhe in das Regal, das keins mehr ist, sondern ein Haufen mit Geschichte, und dann zwei Sekunden stehen bleiben und horchen, was ihn erwartet.

Heute: Milan. Der Dreijährige kommt den Flur entlanggeschossen wie etwas, das man eigentlich anleinen müsste, und klammert sich an Tareks Bein, und Tarek geht die letzten Meter in die Küche als Mann mit einem Kind als Fußfessel, und es ist der beste Moment seines Tages, jeden Tag. Die Tür zur Nachbarwohnung steht noch offen, drüben sammelt Frau Jandali ihre Stricksachen ein; sie nimmt Milan an den Tagen, an denen Sandra Spätschicht hat, bis Tarek kommt, seit Jahren schon, bezahlt wird in Börek und Dankbarkeit.

Am Küchentisch sitzt Ayla über einem Heft. Ayla ist zehn, hat Sandras ernste Augenbrauen und eine Art, Erwachsene

anzusehen, die manche Lehrer nervös macht. Vor ihr liegt ein Lineal.

„Was wird das?“, fragt Tarek.

„Statistik.“ Ayla deckt das Heft nicht zu, Ayla deckt nie etwas zu, sie hat Geheimnisse nicht nötig. „Ich zähle was.“

„Was zählst du?“

„Sag ich noch nicht. Die Erhebung läuft.“

Tarek beschließt, keine weiteren Fragen zu stellen, weil er aus Erfahrung weiß, dass Aylas Erhebungen früher oder später als Wandzeitung enden, meistens zu einem unbequemen Zeitpunkt. Letztes Jahr hat sie vier Wochen lang dokumentiert, wer wie oft das Klopapier wechselt, und die Ergebnisse beim Abendessen vorgetragen, mit Diagramm. Tarek kam nicht gut weg.

Aus dem Kinderzimmer, das Finn und Milan sich teilen, kommt Finn, dreizehn, im Trikot, und öffnet den Kühlschrank mit der Selbstverständlichkeit eines Mannes, der davon ausgeht, dass Essen ein Naturereignis ist.

„Papa. Sag Mama, sie soll bei der Schule anrufen. Die haben mich wieder als Yilmaz aufgerufen.“

„Du heißt Yilmaz. Auch.“

„Ich heiße Müller-Yilmaz“, sagt Finn würdevoll, „und in der Verkürzung Müller. Das ist mein Künstlernamen. Ich hab dir das erklärt, das ist Statistik.“

„Erklär's nochmal“, sagt Tarek, weil er die Erklärung liebt.

Finn stellt die Milch ab und hebt einen Finger. „Es gab in der Bundesliga vier Torschützenkönige, die Müller hießen. Gerd Müller. Dieter Müller. Hansi Müller zählt halb. Thomas Müller. Es gab null Torschützenkönige, die Yilmaz hießen. Null, Papa. Ich spiele Sturm. Das ist keine Meinung, das ist Mathematik.“

„Hansi Müller war nie Torschützenkönig“, sagt Ayla, ohne aufzublicken.

„Deshalb zählt er halb!“

Tarek lässt die beiden das ausfechten und stellt Wasser auf. Es amüsiert ihn, dass seine Kinder um den deutschen Teil ihres Doppelnamens konkurrieren wie andere Geschwister um das größere Zimmer. Ayla will auch Müller sein, aber aus einem völlig anderen Grund: Sie hat in der Schulbibliothek ein Porträt über eine Diplomatin gelesen, Ursula Müller, die bei den Vereinten Nationen die humanitären Sachen koordiniert hat, ranghöchste Deutsche im ganzen UN-System, und seitdem sagt Ayla Sätze wie: „Man muss die Hilfe organisieren, nicht nur fühlen.“ Sie hält dieses Jahr ihr drittes Referat über die Frau. Die Lehrerin hat vorsichtig angeregt, vielleicht mal jemand anderen zu nehmen, und Ayla hat geantwortet, sie sei mit dem Thema noch nicht durch.

Sandra hat Spätdienst und kommt erst nach elf. Tarek kocht also das, was er kochen kann: Nudeln, Tomatensoße, geriebener Käse in einer Menge, die Milan für angemessen hält, nämlich alles. Es ist laut am Tisch. Es ist immer laut am Tisch.

Finn erzählt vom Training, Ayla korrigiert Finns Zahlen, Milan singt das Lied vom Käse, das er selbst komponiert hat und das nur aus dem Wort Käse besteht, und Tarek sitzt mittendrin und isst und nickt und denkt an eine Sache, die er nie laut sagen würde.

Er würde gern eine Stunde nichts hören.

Nicht für immer. Nicht mal einen Abend. Eine Stunde. Er liebt jeden einzelnen Menschen an diesem Tisch mit einer Wucht, die ihn manchmal selbst erschreckt, und trotzdem gibt es diesen Punkt, meistens gegen neunzehn Uhr, an dem sein Kopf voll ist wie der Bus an der Hermannstraße, und dann möchte er, dass alle Geräusche der Welt kurz aussteigen. Er hatte nie ein eigenes Zimmer. Als Kind nicht, in der Sonnenallee, wo er neben Emre und den Werkzeugkisten des Vaters geschlafen hat, und jetzt nicht: achtundsechzig Quadratmeter, drei Zimmer und eine Kammer. Eltern elf, Finn und Milan zusammen vierzehn, Ayla die fensterlose Kammer, ihr Reich, wehe, jemand nennt es Abstellraum. Zieht man das ab, bleiben den Erwachsenen keine dreißig Quadratmeter, und auf denen steht das Sofa. Tareks privatester Raum ist ein Fahrersitz, und der gehört der BVG.

Nach dem Abendessen bringt er Milan ins Bett, was ein Verfahren mit drei Instanzen ist: Zähne, Geschichte, Verhandlung über die Zimmertür, einen Spalt offen, immer einen Spalt. Dann sitzt er auf dem Balkon, sieben Minuten, seine Fahrerkabine ohne Fahrgäste, und schickt Emre die Sprachnachricht des Tages.

„Heute“, sagt er leise ins Handy, „hat einer im Bus sein Handy so laut gehabt, dass drei Leute gleichzeitig geseufzt haben. Gleichzeitig, Emre. Wie ein Chor. Das ist hier das Maximum an Aufstand. Ich sag dir, dieser Stadt fehlt nichts als eine Membran zwischen allen, dann wäre endlich Ruhe, und dann würden alle heulen, weil die Ruhe da ist. Küss die Kinder. Und die Möwen.“

Um dreiundzwanzig Uhr vierzig hört er den Schlüssel. Sandra kommt herein, mit diesem Spätdienstgesicht, das er kennt, müde auf eine Art, die nicht vom Stehen kommt, und er wärmt ihr die Nudeln auf und setzt sich zu ihr und fragt nichts, weil sie manchmal erst essen muss, bevor der Tag aus ihr raus kann.

„Frau Häusler hat heute geweint, als ich gegangen bin“, sagt sie irgendwann. „Sie hält immer meine Hand fest. Ich musste die Finger einzeln lösen. Wie bei einem Kind am ersten Kindergarten tag, nur andersrum.“

Tarek legt seine Hand auf ihre. So sitzen sie eine Weile in der Küche, in der es nach Käselied riecht, zwei Menschen, denen den ganzen Tag andere Menschen zu nah gekommen sind, und die jetzt, wo endlich Platz wäre, freiwillig keinen Abstand halten.

Im Schlafzimmer, später, hört Tarek durch die Wand das Doppelbett der Nachbarn knarren, das Radio des Alten von unten, den Fahrstuhl, der nachts klingt wie ein Seufzer im Schacht. Achtundsechzig Quadratmeter, fünf Menschen, und um sie herum ein Haus mit vierhundert weiteren, Wand an Wand an Wand.

Eine Stunde nichts hören, denkt Tarek, während er einschläft.
Nur eine Stunde.

Ende der Leseprobe

Das vollständige Buch: „Die Membran, Band 1: Kokon“ von D. Rose.

Berlin, 2031. Ein Gerät verspricht jedem Menschen einen eigenen, unverletzlichen Raum. Was es einschließt, und was es kostet.